

## Prager Protokolle

rox. Seit dem 28. Februar 1992 führt der dem Zeitkommentar und auch der Lyrik zugeneigte Schriftsteller Matthias Politycki sogenannte «Prager Protokolle». Was tönt wie ein bedeutender historischer Friedensschluss, ist in Realität eine Art Randglossar, das Kommentare zur Zeit von mittelscharfer bis akuter Koloratur versammelt. Ein Beispiel: Gelegentlich wird irgendwo im Ausland – etwa in Prag – ein neues Goethe-Institut eröffnet. Kulturtransfer im Namen des grossen Alten, das ist die Idee. Aber: Es steht nicht gut um die einst so hehre deutsche «Leitkultur». Das Interesse an der deutschen Sprache nimmt stündlich ab, und was jenseits von Mercedes-Stern, Adidas-Streifen und Nivea-Dose unter dem Label «deutsch» firmiert, wird gnadenlos verdrängt. Können da Schriftsteller – noch dazu solche, die sich in einer «National-sprache» äussern – Terrain weitmachen? Nein. Aber vielleicht finden sie wieder zurück zu einem alten Typus des Schreibens: zum politisch akuten Zeitkommentar. Davon finden sich in diesen zweihundertfünfzig Seiten allerdings viele – gut geschriebene, scharf gemeinte und politisch herrlich inkorrekte: etwa über die Selbstauflösung Europas und das juvenile Potenzeprotze im arabischen Raum, wo «enthemmt balzende Jungmänner an vorzugsweise blonden Touristinnen ihren Testosteronhaushalt auszugleichen versuchen». Es geht Politycki aber nicht um einen verspäteten Moralismus, sondern um eine Selbstdiagnose: die weltanschauliche Schwäche Europas. Man hatte doch einmal sogenannt «aufgeklärte» Werte.

Matthias Politycki: Vom Verschwinden der Dinge in der Zukunft. Bestimmte Artikel. Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 2007. 253 S., Fr. 43.90.

## Frühe Warnung

Jdl. Die Warnung sollte früh genug kommen. Maximilian Reich wurde 1938 nur wenige Tage nach dem sogenannten «Anschluss» Österreichs ans Deutsche Reich ins Konzentrationslager Dachau deportiert. Noch im gleichen Jahr, nach einer weiteren Internierung im KZ Buchenwald, seiner Entlassung und der Flucht nach London, schrieb er seine Erfahrungen nieder. «Greuelpropaganda» sei das, musste der österreichische Sportjournalist hören, als er die Skizzen seiner Gefangenschaft mehrerer Verlagen zur Veröffentlichung anbot. Das Manuskript wurde vergessen, und als Maximilian Reich 1952 starb, wusste niemand mehr von der Existenz der gesammelten Notizen. Dass jetzt die Wiener Theodor-Kramer-Gesellschaft

dieses mittlerweile wieder aufgefundene frühe Dokument der NS-Verbrechen unter dem Titel «Zweier Zeugen Mund» publiziert und mit einem umfassenden Kommentar des Zeithistorikers Wolfgang Neugebauer versehen, ist eine verlegerische Tat, die nicht nur ein Versäumnis nachholt. Maximilian Reichs sehr persönliche Aufzeichnungen machen einen Zeit-horizont deutlich, in dem das ungläubige Staunen über ein menschenverachtendes System das erst noch Kommende antizipiert. Ergänzt werden Reichs Erfahrungen mit einem ebenfalls erhellenden Postskriptum seiner 1938 in Wien zurückgebliebenen Frau Emilie.

Maximilian und Emilie Reich: Zweier Zeugen Mund. Verschollene Manuskripte aus 1938. Wien – Dachau – Buchenwald. Herausgegeben von Henriette Mandl. Theodor-Kramer-Gesellschaft, Wien 2007. 312 S., € 21.–.

## Beipackzettel?

upj. Gemeinhin gilt die Literatur als eine schöngestige Angelegenheit, die man dann in Angriff nimmt, wenn des Tages nützliches Werk verrichtet und der Restbürger noch etwas für die geistige Selbsthygiene tun will. Belletristik – das ist guter Bildungsbürgerschmuck, aber nichts Wissenstaugliches, das holt man sich besser bei den «exakten» Wissenschaften, bei Biologie, Medizin, Physik und so fort. Nichts da, sagt der an der Universität Mannheim lehrende Literaturwissenschaftler Jochen Hörisch. Es ist einfach nicht so, dass die Literatur nur «schön» ist und die Naturwissenschaften die einzigen «nützlichen» Betätigungen sind. Ein guter und ausdauernder Leser kann – so Hörisch in einem dichten Kapitel über das «pathognostische Wissen der Literatur» – über die Vielzahl und die Diagnose feinnerviger menschlicher Krankheiten Profunderes wissen als ein achtetes Semester Medizin. Nehmen wir die Geschichte der Neurasthenie: Wie viele Romane geben uns nicht einen sehr anschaulichen Blick in alle Formen der Zerrüttung menschlicher Existenz. Wer Gottfried Benn gelesen hat, hat von Haut- und Geschlechtskrankheiten eine realitätsnahe Vorstellung, wer Shakespeare kennt, meistert die Modalitäten des Trostes besser als ein Psychoanalytiker mit 20-jähriger Praxiserfahrung. Sowieso die Krankheiten der Seele und die Ätiologie der Melancholie: Mit Robert Burtons «Anatomy of Melancholy» kommt man in jedem Fall weiter als mit dem Studium des Beipackzettels des gerade angesagten Antidepressivums.

Jochen Hörisch: Das Wissen der Literatur. Wilhelm-Fink-Verlag, München 2007. 236 S., Fr. 40.40.

## HINWEISE AUF BÜCHER

## Menschenmoral

lx. Immanuel Kant hat seiner «Anthropologie» von 1798 den Zusatz «in pragmatischer Hinsicht» gegeben. Nicht um transzendentalphilosophische Binnende-batten geht es, sondern um Weltbezug. Wenn die Ludwigsburger Philosophin Anke Thyen nun, etliche Zeit später, ihren Versuch, die Moral als eine menschliche Lebensform zu begreifen, mit einem «Resümee in praktischer Absicht» beschliesst, dann sind ähnliche Linien skizziert. Noch immer ist die Idee einer universellen Moral, an der alle Menschen partizipieren – eben dadurch, dass sie Menschen sind –, kein philosophischer Pfeifentraum. Kants Idee des Weltbürgertums, so Anke Thyen, sei auch im 21. Jahrhundert keineswegs Ausdruck ideengeschichtlicher Naivität, sondern ein Projekt, das von der «weitsichtigen Einsicht in die prinzipielle Unhintergebarkeit und Unumgebarkeit einmal erreichter Stufen der Moralisation getragen wird». Dass es Unterbrechungen und Rückschritte gebe, hat der nazistische Terror gezeigt. Umso mehr aber brauche es das Vertrauen in den Fortschritt der praktischen Vernunft. Dieses ist ein Vertrauen in Lernprozesse: Jede Generation muss wieder lernen, sich den Zumutungen der Autonomie zu stellen. Aufklärung ist keine einmal erledigte «historische» Tatsache, sondern ein immerwährender Prozess der Selbst-Aufklärung. Insofern ist auch dem heutigen Menschen zumutbar, dass er unter der Idee der Freiheit handelt. In Freiheit handeln heisst (unter anderem): für die Konsequenzen seines Handelns einstehen. Und: Unter dieser moralischen Seinskonkondition steht auch jener Mensch, der sich professionell mit der Erforschung der «Freiheitsmodalitäten» des Hirns beschäftigt.

Anke Thyen: Moral und Anthropologie. Untersuchungen zur Lebensform «Moral». Verlag Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2007. 368 S., Fr. 63.–.

## Längst nicht mehr koscher

llu. Ein nicht eben leichtes Unterfangen ist es, die eigene Familienhistorie zu fiktionalisieren. Es gehört zu den Tücken dieses literarischen Objekts, dass sich erzählend die Brüche allzu leicht kitten, dass das Leben zum wohlgeordneten Roman wird. Den Fallen einer zu neuer Beliebtheit gelangenden Gattung weicht die Wiener Schriftstellerin Claudia Erdheim mit ihrem Buch «Längst nicht mehr koscher» geschickt aus. Der Roman ist eine Familiensaga, die einen zeitlichen Bogen zwischen den Jahren 1874 und 1945 spannt und sich dabei gerade für die

Widersprüche einer Zeit und einer Kultur interessiert. In einem armen galizischen Dorf wird der Vorfahr Moses Hersch Erdheim Unternehmer in Sachen Erdöl. Er nutzt die Gunst der Stunde und gelangt zu erheblichem Reichtum. Der authentisch kolorierte Roman zeigt den Aufstieg einer jüdischen Familie zwischen kultureller Verwurzelung und kosmopolitischer Assimilation. In den Greueln der NS-Zeit wird klar, dass die dunkle Seite der ersehnten Aufklärung mit dem technisierten Massenmord nicht wenig zu tun hat. Diese Dialektik der Geschichte wird auch zur bestimmenden Dialektik von Claudia Erdheims individueller Familiengeschichte. Mit grossem Können und imaginativer Kraft wird im Roman «Längst nicht mehr koscher» beides aufeinander bezogen.

Claudia Erdheim: Längst nicht mehr koscher. Die Geschichte einer Familie. Czernin-Verlag, Wien 2006. 424 S., € 24.80.

## Ein Leben als Roman

mkc. Der Roman «Deckname Otto» von Lisa St. Aubin de Terán geht auf Tonbandaufzeichnungen von Gesprächen mit ihrem langjährigen Freund Oswaldo Barreto Miliani zurück. Begegnet war sie dem Soziologen, Philosophen, Publizisten und Guerillero im London der 1970er Jahre, wo er mit Freunden – darunter war auch der künftige Mann der Autorin – untergetaucht war. Sie selbst hat lange in Venezuela gelebt, und das kommt ihr in den dort handelnden Passagen des Romans zugute. Da stimmt das Lokalkolorit, im Gegensatz zu den relativ blassen Kapiteln über China oder Chile. Otto ist eine schillernde Figur mit weitgespannten Interessen und wechselnden Amouren. Er hat in Salamanca, Paris und Tübingen studiert, sich für Sartre, Heidegger und Celan interessiert. «Zufällig» gerät er in die Politik, tritt der französischen KP bei, bereist diverse Ostblockländer, Algerien und China. In Kuba ist er einer der Berater von Fidel Castro und ein Freund von Che Guevara. In Venezuela überfällt er die Royal Bank of Canada und unterstützt mit dem Geld einfache Fischer beim Erwerb von Kühlhäusern. Unter dem Decknamen Otto arbeitet er für die venezolanische Guerilla. – Schade ist, dass die Autorin nur am Rande auf die soziologischen Untersuchungen ihres Gesprächspartners und Protagonisten eingeht. Im Vergleich zu früheren Guerilla-Romanen wie Fernando Gabeiras «Die Guerrilleros sind müde» wird hier die internationale Dimension des Befreiungskampfes gezeigt. Im Übrigen wirkt das Buch wie ein Schwanengesang auf Kommunismus und Staatssozialismus: Das so-

zialistische Credo reduziert sich auf die Formel, gesellschaftliche Veränderungen liessen sich nicht erzwingen.

Lisa St. Aubin de Terán: Deckname Otto. Aus dem Englischen von Ebba D. Drolshagen. Insel-Verlag, Frankfurt am Main 2007. 573 S., Fr. 39.20.

## Zu Fuss nach Rom

vg. Es ginge alles viel besser, wenn mehr gegangen würde, wusste Johann Gottfried Seume und machte sich 1802 auf den Weg von Sachsen nach Syrakus – zu Fuss. Christian Jostmann stellt das schöne Zitat an den Beginn seiner eigenen Pilgerreise. Er ist im August 2004 in München losmarschiert, mit knappem Budget und Arnold Eschs historischer Studie «Wege nach Rom» im Gepäck. 53 Tage später ist er auf dem Petersplatz angekommen. Auf die Spuren früherer Rompilger ist der Historiker Jostmann unterwegs an vielen Stellen gestossen. Wie seine Vorgänger hat er eine offizielle Bescheinigung bei sich, die ihn als Pilger ausweist und deren eindrucksvolle offizielle Stempel ihm mehrfach in schwierigen Situationen weiterhelfen – seinen modernen Reisepass muss er an den alpinen Grenzübergängen dagegen nirgends vorzeigen. Denn das wollte der Verfasser wohl auch: den Wegen aus der Vergangenheit nachgehen; und in dieser Vergangenheit findet er sich dann auch wieder. Die Geschichte verlässt ihn nirgends – ob er sich nun unversehens auf den Spuren der deutschen Besatzungsmacht des Zweiten Weltkriegs wiederfindet, zwischen den Bunkern und Frontlinien des Ersten oder auf wiederentdeckten antiken Römerstrassen, zeitweise in Gesellschaft einer scharfzüngigen Altphilologin. Der Historiker auf Zeitreise hat ein sympathisch naives und enthusiastisches Buch geschrieben. Es handelt unter anderem vom getrockneten Kopf der hl. Katharina von Siena, von alten und neuen Wallfahrern, von deutschen Italienbildern und von den sanften Schrecken des Tourismus. Wer selber schon einmal länger zu Fuss unterwegs war, wird viel Vertrautes wiederfinden. Unter anderem die Einsicht, dass die Suche nach der Unmittelbarkeit der Vergangenheit – ganz wie die Suche nach dem Einfachen – eine unentzerrbar komplizierte Sache ist.

Christian Jostmann: Nach Rom zu Fuss. C. H. Beck, München 2007. 224 S., Fr. 31.70.

## NZZ ONLINE

NZZ-Buchbesprechungen der letzten 30 Tage  
[www.nzz.ch/buchrezensionen](http://www.nzz.ch/buchrezensionen)

## Mit dem Kopf durch die Wand

bsm. In der mexikanischen Malerei neueren Datums scheint die Tradition der Muralisten nach wie vor effektreiche Duftmarken zu hinterlassen. Geradezu augenfällig sind der Sinn für das monumentale Ausschweifende, die sozialpolitische Anklage, die Spiegelung von Elementen der Volkskunst, ein der Populärkultur verwandter Erzählstil. Auch wenn die zeitgenössischen Maler in Mexiko nichts so sehr fürchten, als mit der Historie der heute als folkloristisch abgestempelten revolutionären Wandbildmalerei kurzgeschlossen zu werden – ein gewisser Zusammenhang lässt sich beim besten Willen nicht leugnen. Nehmen wir etwa Demián Flores aus dem südwestmexikanischen Oaxaka, der meist in kollektiver Zusammenarbeit mit anderen jungen Künstlern scheinbar von der Street-Art aufgelesene Figurationen wandmalerisch überblendet. So diente der Volksaufstand gegen die Willkürherrschaft des heimatischen Gouverneurs Ulises Ruiz als Thema für ein Collagenwerk (2007), das wegen seiner vielen Schichten den Charakter von in den Putz eingefressenen und durch die Witterung verblichenen Sgraffitos hat. Dieses nicht nur wegen seines Breitwandformats imposante Bild ist jetzt Blickfang einer Gruppenschau im Salzburger Hangar-7. Kuratorin Lioba Reddeker hat über den schon relativ bekannten Flores hinaus die Terra incognita der narrativen Malerei Mexikos erkundet. Experimentiert wird dort offenbar vor allem mit ungewöhnlichen Techniken. Am eigenwilligsten bemächtigt sich die erst 1982 geborene Mariana Magdaleno einer neuen phantasmatischen Bildwelt. Als handle es sich um eine weisse Wand, lässt sie aus der sonst leer belassenen Fläche der Leinwand ihre wie eingemauerten Kind-Tier-Zwitterwesen mit dem Kopf hervorbrechen, auf der Rückseite des über vier Meter messenden Tableaus sieht man umgekehrt das Hinterteil der surrealen Geschöpfe sich mit aller Macht herausstemmen. Ein illusionistischer Coup, der vor allem auch durch die feinsinnige Darstellung besticht.

Una Excursión Mexicana – Zeitgenössische Kunst aus Mexiko. Hangar-7, Salzburg. Bis 26. August 2007.

## Die Runzeln der Pflaume

bsm. Seit draperieverliebten Barockzeiten dürfte sich kein Künstler mehr so ausdrücklich mit dem Faltenwurf beschäftigt haben. Wolfgang Tillmans, der dank seinen fotografischen Streifzügen durch die Subkultur für eine ganze Generation von jungen Fotografen stilbildend war, dekliniert im Münchner Kunstverein nun diverse Möglichkeiten der Fältelung von Oberflächen durch. «Beugung» lautet nicht von ungefähr der Titel der retrospektiv angelegten Ausstellung. Da sieht man aus der fast zehn Jahre alten Serie «Sportflecken» den Knitterstatus eines scheinbar absichtslos hingeschmissenen T-Shirts in monumental aufgeblähter

## AUSSTELLUNGEN AKTUELL

Nahsicht reflektiert. Dann nimmt Tillmans sowohl Gobelins wie auch ein Bild von Wilhelm Leibl in Bezug auf die von den Menschenleibern geformten Faltenwürfe ins Visier. Und in jüngster Zeit fältelt der 38-jährige Künstler die auf monochrome Farbigekeit hin lichtmanipulierten Laborfotos eigenhändig zu minimalistisch zerknauschten Papierskulpturen. Eyecatcher und Scharnier zwischen all den abstrakten Arbeiten ist aber ein Stillleben aus Fallobst: eine buchstäbliche «Augenweide» in Violett-, Rot- und Grüntönen, in der sich die Falten vor allem an den verschiedenen Runzelzuständen von Pflaumen abzeichnen. Die Placierung von Tillmans' Werken im Kunstverein erfolgt ganz unhierarchisch. Wobei sich der vor-

malige Turner-Preis-Träger diesmal für eine vergleichsweise klassische Hängung entschieden hat, also auf die von ihm sonst von der Jugendzimmerästhetik übernommene unregelmässige Bepflasterung der ganzen Wand mit gepinnten Fotos unterschiedlicher Grösse verzichtet. Tillmans' grosse Qualität liegt auch darin, dass er sein Werk ständig revidiert, ältere Sichtweisen mit jüngeren Arbeiten in überraschende Zusammenhänge bringt, ohne den Betrachter in seiner flaneurhaften Entdeckerlaune bevormunden zu wollen. Das Wunder der Welt erhellt sich bei ihm geradezu lyrisch in der Schönheit banaler Details, und sei es die einer Falte.

Wolfgang Tillmans: Beugung. Kunstverein München. Bis 2. September 2007.

## Musikalische Vergangenheit

tsr. Anders als die Gegenstände der bildenden Kunst kann Musik nur mittelbar ausgestellt werden. Texte, Partituren und Bilder verweisen zwar auf sie, sind aber nicht die Sache selbst. Bei der Ausstellung über Musik in Bern zwischen Spätmittelalter und Reformation, die an der Universitätsbibliothek Bern gezeigt wird, kommt noch eine weitere Schwierigkeit hinzu: Es gibt nicht besonders viele Quellen. So ist denn die vom Institut für Musikwissenschaft der Universität Bern konzipierte Ausstellung relativ klein geraten. Dennoch lässt sich aufgrund der gezeigten Dokumente erahnen, dass das Berner Musikleben am Vorabend der Reformation reichhaltiger gewesen ist, als man bisher vermutet hat. Thematisch gliedert sich die Ausstellung in die Bereiche Öffentlichkeit, privates Musizieren und Musik in der Kirche. Das Glanzlicht des ersten Bereichs bildet die Motette «Magnanimae gentis» von Guillaume Dufay. Als Faksimile ist der Notentext in Mensuralnotation zu sehen, der Kommentar klärt über den politischen Hintergrund, das von Savoyen protegierte Bündnis zwischen Bern und Freiburg, auf, und eine Bildreproduktion aus der Spiezer Chronik von Diebold Schilling zeigt die Ankunft des Herzogs von Savoyen in Bern. Zum Bereich Privatmusizieren sind einige Drucke des Berner Verlegers Mathias Apiarius ausgestellt, die bürgerliche Musikpflege kann aber nur angedeutet werden, da sich keine handschriftlichen Liedersammlungen aus Bern erhalten haben. Abhilfe schafft hier das Liederbuch des Johannes Heer von Glarus, in dessen Handschrift man an einem Computer-Bildschirm blättern kann. Im Bereich der Kirchenmusik bietet die Gegenüberstellung der vorreformatorischen Musizierpraxis am 1485 gegründeten Vinzenzstift mit den ersten Gesangsbüchern aus der Zeit nach der Reformation interessantes Anschauungsmaterial. Wem das alles zu abstrakt ist, der setzt sich an die Hörstation, an der 29 Klangbeispiele aus allen drei Bereichen angehört und mit der beiliegenden Partitur verfolgt werden können.

Musik in Bern zwischen Spätmittelalter und Reformation. Universitätsbibliothek Bern. Bis 13. Oktober 2007.



Wolfgang Tillmans: «Windfall», 2002, C-Print.